

se Emanzipation reichte noch nicht aus,
te sich nicht nur von China befreien, son-
China beherrschen. England hatte wieder
Idee: Wer unter Tee gelitten hat, kann die
rspitzen und damit zurückschlagen. Das ist
e postkolonialistische Strategie. Und was
erspitzung der Teekultur? Die Opiumpolitik!
ng Indien, Opium zu produzieren und ver-
viel Geld an China. Opium war verdammt
widerstehlich. Nur das Opium oder der
s können ein so großes Land wie China

t grinste und flüsterte Limnaea ins Ohr:
u, welches Rauschmittel heute China

ühlt sich spritzig, elektrisch geladen von
ationen, während ihr Blick zusammen mit
anzt. Die dünnen Beine der Jungen tram-
tslos, können aber von einem Augenblick
sensibel und nachdenklich werden. Wenn
er Jungen eine reife, elegante Linie zeich-
ie nicht etwa den Beifall der Frauen errei-
hnen einfach den Flug der Insekten nach.

12 Niobe

Limnaea erinnert sich an eine Frau, die eine riesige rote Flagge über ihrem Kopf hielt und an der Spitze einer Demonstrationsschlange marschierte. Es ist schon etwa dreißig Jahre her. Die Prozession zog langsam auf der Grindelallee nach Nordwesten. Limnaea, die in einem Café an einem großen Fenster saß, versteckte sich hinter den Gardinen und beobachtete die Frau mit der roten Flagge. Sie hatte einen kurzen Rock an, er flatterte bei jedem Schritt um ihre Oberschenkel. Limnaea glaubte, aus dem Gesicht dieser Frau eine ihr schon bekannte Gedankenreihe ablesen zu können: Es sei eine Schande, hinter jemandem zu marschieren, man müsse immer an der Spitze sein. Lieber der Kopf eines Hahns sein als das Hinterteil eines Ochsen. Die Bescheidenheit sei neben der Höflichkeit eine der peinlichsten Lächerlichkeiten aus dem heimatlichen Sittenkatalog. Die Frau war keine Göttin, nicht unsterblich, nicht einmal unermüdlich, aber anscheinend machte die Verehrung ihrer Kommilitonen ihr Rückgrat stark, dachte Limnaea. Wer war sie aber? Limnaeas Mutter würde wahrscheinlich sagen, die stolze Haltung dieser Frau sei typisch für die aufstrebende Arbeiterklasse. Frauen, die keine Väter haben, lassen sich den Rock kürzer schnei-

Niobe erinnerte sich an einen Kommilitonen, der ihr diesen Satz ins Gesicht gespuckt hatte. Sie hatte damals zwar starke Sympathie für den roten Teil Chinas empfunden, aber es war ihr übertrieben vorgekommen, sich auch noch über Hongkong Gedanken zu machen. Für Niobe ist Hongkong so etwas wie eine Provinz in China, die zufällig ein paar mehr Händler angezogen hat als das Binnenland. Händler sind Knechte des Kapitalismus, denkt Niobe. Warum müssen wir über Hongkong reden, es gibt auch Cuba oder Tschechien, vor allem uns, über uns gibt es noch so viel zu reden.

Niobe spürte Eifersucht in sich, jedesmal, wenn dieser Student das Wort "Hongkong" aussprach. Diese Konkubine schien ihn zu faszinieren, nur, weil sie ihm hilfsbedürftig und geheimnisvoll erschien. Aus dieser Zeit stammt eine Feindseligkeit, die Niobe gegenüber dieser Stadt empfindet.

Wenn Niobe eine rote Flagge sah, konnte sie nicht hinter der Flagge bleiben. Wie ein Stier stürzte sie nach vorne, griff nach der Flagge und blickte den Mann provozierend an, der sie bis dahin gehalten hatte.

Ein Mann in einer Lederjacke. Wenn Niobe ihn ausziehen würde, sähe man sein Brustfleisch, es ist durch die inneren Muskeln schmerzhaft gespannt. Er winkt mit einem roten Taschentuch vor Niobes Nase. Sie erstarrt vor der Tatsache, daß sie ein Stier ist, und schämt sich. Sie kann das nicht rückgängig machen. Wer einmal ein Stier geworden ist, kann sich nicht in einen Menschen zurückverwandeln, denkt sie und wundert sich darüber, daß sie als Tier das Wort "rückgängig" kennt. Es kann nicht sein, daß sie ganz ein Stier ist. Zumindest hat sie noch eine Verbindung zur menschlichen Sprache. Der

Mann ahnt aber nicht, daß Niobe in einer Sprache denkt. Er lacht und schwingt das Tuch weiter vor ihrer Schnauze. Niobe beißt fest in seinen Daumen, er schreit und schlägt sie mit der linken Faust. Niobe gibt ihm einen Stoß mit ihrem Huf, der Stoß trifft seinen Magen. Voller Wut steht er auf, sein Körper ist riesig, er bedeckt den ganzen Himmel, und auf einmal wird es ganz dunkel.

Niobe verabscheut zerknitterte Frauen, verkochte Frauen, ausgeleierte Frauen und gegorene Frauen. Niobe trifft gerne Göttinnen, die höher gewachsen sind als sie. Eine Provokation schenkt Niobe neue Kräfte. Ihre Schultern werden breiter, die Augen größer, die Stimme deutlicher. Kampfbereit. Und schon gewonnen.

In einem Kiosk entdeckt sie ihre eigene Gestalt, eine Statue mit einer Fahne in der Hand. Es ist eine Werbung für eine französische Zigarettenmarke.

Ich saß auf einem Stück Wolke, meine Arme waren in der Form der Zahl Acht verflochten, meinen Körper ließ ich zwecklos hin- und herschwanken. Eine Existenz als Metronom. Ich winkte Niobe mit den Fingerspitzen zu.

"Kommst du zu mir bitte, hier ist noch viel Platz."

Sie war verwirrt, konnte nicht verstehen, was ich wollte. Es gab nur eine Flagge hier, und die mußte in ihrer Hand bleiben. Ich winkte ihr zu, lächelte sie an und sagte:

"Ich will keine Flagge. Kommst du zu mir?"

Niobe blickte mich beleidigt an.

"Da ist nicht genug Platz für zwei Frauen."

"Der Platz ist für dich, ich verzichte auf einen Frauenplatz. Wolken sehen jeden Tag anders aus. Ob die bloße Betrachtung der Wolken als Lebensbeschäftigung ausreicht?"

„Du redest nur über unwichtige Dinge, es gibt doch größere Themen“,

sagt Niobe zu mir. Ich mache mich klein und antworte:

„Je kleiner, desto besser ist ein Thema.“

Die kleinsten Erinnerungstippen sammeln, einen Anschluß zu einem allgemeinen Thema verweigern, eine Vertiefung ablehnen, einen Höhepunkt vermeiden. Eine Art Ausdauer der absichtslosen Konzentration, wie sie nur in einem Rauschzustand möglich ist. Niobe war gereizt.

„Das ist doch nur diese verdammte Sparsamkeit! Andere Leute reden über große Probleme, und wir kriegen nur mickrige Themen ab. Warum sollten wir nicht groß sein? Warum nehmen die anderen so viel Platz in Anspruch, während wir eng gedrängt sitzen und leise sprechen müssen?“

Ich bekam einen Lachanfall. Niobe hatte ihre langen Haare hinten so streng zusammengebunden, daß die Haut an ihrem Gesicht glatt gespannt wirkte. Mein Lachanfall gefiel ihr nicht.

„Was lachst du so? Du denkst bestimmt, ein Kampf sei keine elegante Sache.“

Wie sollte ich aber die gewaltigen Wellen, die in meinem Bauch entstanden waren, unterdrücken?

„Nicht lustige Dinge sind meistens nicht ernst zu nehmen.“

sagte ich und kehrte zurück zum Thema, bevor Niobe entsetzt sein konnte.

„Wenn ein Gegenstand klein ist, ist der Raum um ihn herum größer. Daher ist ein kleines Ding größer als ein großes Ding. Laß mich von den Tibetatischen Fähnchen erzählen.“

In einem tibetanischen Dorf, das ich einst besuchte, waren Hunderte von kleinen Stoffetzen an Leinen gebunden. Sie flatterten zwischen Dächern, sie flatterten und flackerten in allen Farben. Die Luft war dünn, ich mußte schneller atmen als im Flachland. Wie hatten eigentlich diese Dächer ausgesehen, bevor ich sie als Dächer bezeichnete? Langsam wurde der Raum um meinen Kopf frei, als hätten die Fähnchen ihn leergefegt. Ich begann zu singen, erfand Melodien, dazu einen Text in einer unbekanntem Sprache. Ein weinender Wind vermischte sich mit der Heiterkeit des Gesangs, der Mund war eine alte Wunde, aus ihr sprudelten Zuneigungen, die keine Richtung nahmen.

Niobe sitzt an einem großen, runden Tisch. Rechts neben ihr wischt ein Mann sich ununterbrochen den Schweiß von der Stirn. Ein anderer Mann, links von ihr platziert, schenkt ihr immer wieder Wein ein. Ihr gegenüber sitzt ein schüchtern, nervöser Mann, er redet leise, anscheinend über die Politik, aber keiner achtet auf ihn, die anderen rauchen oder trinken und warten auf Niobes Worte. Zwischen den männlichen Gestalten befinden sich die schwachen Gestalten einiger Frauen. Das sind Straßenlaternen, die Niobes Fuß beleuchten.

Niobe ist nie krank, sie verabscheut Krankheiten und auch Frauen, die von ihren Krankheiten sprechen, als wären sie ihre Haustiere.

„Ich kann auch ohne Krankheiten leiden, älter werden und sterben. Ich will nicht mit Krankheiten kokettieren“,

sagt Niobe hämisch.

„Scheinbar hast du Angst vor Koketterien.“

„Die Sprache ist dazu da, die Wahrheit zu sagen.“

"Glaubst du das wirklich?"

Eine Sekunde später dachte ich, Niobe hätte mir eine Ohrfeige gegeben. Es war aber nur der Krach, den der Stuhl gemacht hatte, Niobe war auf dem Weg zu ihrer Stereoonlage gegen ihn gestoßen. Als Niobe zu mir zurückkam, war der ganze Himmel mit einer schwarzen Plastikmusik bedeckt.

"Kennst du diese Schallplatte?"

"Nein."

"Sie spielt von innen nach außen. Schau. Ich weiß nicht mehr, woher ich sie habe."

"Hongkong ist aber wichtig."

"Auch du kommst mit Hongkong an. Diese Stadt langweilt mich."

"Die Stadt ist ein Schneewittchen, das neunundneunzig Jahre lang in einen Rauschzustand versetzt wurde. Mir Hilfe des Opiums, wie man weiß."

"Und jetzt erwacht sie?"

"Nicht sie, sondern alle anderen erwachen jetzt."

"Das Erwachen als erster Schritt einer kleinen Revolution? Das ist aber langweilig, wir reden lieber über das Schlafen."

"Gerade jetzt, wo der Opiumkrieg endlich eine Wende erlebt, willst du nichts mehr davon wissen?"

"Ich dachte, er wäre schon längst zu Ende."

"Aber du weißt doch . . ."

"Ich will nicht mehr auf Demos gehen. Diese komischen Flaggen sind mir zuwider. Wenn ich sie sehe, bekomme ich sofort Rückenschmerzen. Mein Nacken, meine Beine, Arme und Hüften - sie wollen sich nicht mehr in der Öffentlichkeit zeigen. Ich möchte zu Hause sein."

Niobes Beine und Füße waren früher gefräßig, sie leckten und schluckten die Straßen und schmatzten bei jeder Kreuzung. Ihre Hüfte und ihr Kopf schaukelten ständig in einem bestimmten Rhythmus. Ein unanständiger Tanz, sagten Spaziergänger, wenn sie diese Gestalt sahen. Nur die Brust blieb gerade und steif, um die Fahne hochzuhalten. Der Marsch durch die Stadt wiederholte sich, bis Niobe den Job bekam, ein Wörterbuch zu lekturieren. Ihre Beine verloren an Kraft. Halbdurchsichtige Fettschichten und nichtssagende Fleischmassen bildeten sich um sie herum. Heimlich ging sie zu einem Fitness-Zentrum, um dort eine elektrische Straße zu betreten. Die gummiartige Straße lief rückwärts, Niobe lief vorwärts, eine Landschaft auf dem Bildschirm lief rückwärts.

Wenn sie frühere Freunde traf, schimpfte sie über die neue Generation, die nichts anderes im Kopf habe als die eigene Gesundheit. Als Intellektuelle sollte man sich schämen, sich um die eigene Gesundheit zu kümmern. Wir sollten nachts lange wachbleiben und in einer krummen Haltung ohne anständige Leselampen Marx lesen und dabei eimerweise Wein trinken und rauchen. Die Gesundheit! Sie spuckte auf die neuen, gesunden Menschen.

"Ich kann sie nicht verstehen. Sie sind beeinflusst von den Mondmenschen aus der Science-fiction-Literatur oder von den Figuren aus Computerspielen. Sie sind viel zu feige, um verbittert zu sein."

"Rede doch nicht immer so von der neuen Generation. Du wolltest doch nie Kinder, oder?", erwiderte der Sohn eines alten Freundes. Auch er gehörte zur neuen Generation.

"Was willst du damit sagen?"

"Eine neue Generation kommt, weil es Leute gibt, die

Eltern sein wollen. Sonst gibt es keine Generationen, sondern nur andere Menschen, die in anderen Jahren geboren sind als du."

Die neue Generation kann auch gut reden, dachte Niobe erleichtert.

Als Niobe drei Monate lang an einer Lungenentzündung litt, trennte sie sich von einem mageren, politisch engagierten Soziologen und zog mit einem kurzschichtigen Sinologen zusammen. Es war das einzige Mal, daß Niobe schwer krank war. Ihre politischen Aktivitäten hörten in der Zeit endgültig auf. Niobe hatte den kurz-sichtigen Mann schon während des Studiums gekannt. Damals wurde er von seinen Freunden Maulwurf genannt. Der belesene, ruhige, schüchterne Mann zeigte gelegentlich Ironie in seinen Mundwinkeln, seine ungeschickten Finger zeichneten dann unerwartet lebhaft Figuren in die Luft. Der Maulwurf pflegte Niobe zwei Wochen lang.

Ein Dichter, ein guter Freund von Niobe, sitzt bleisüftig gerade und trinkt Kakao. Der Maulwurf wird nervös. Für ihn ist es eine Sünde, keinen Wein zu trinken. Es ist sogar eine Provokation, bei einem abendlichen Beisammensein Kakao zu trinken. Das Wort Kakao klingt schon so primitiv für ihn, so tropisch, optimistisch und ausländisch. Man mußte doch durch Wein eine gemeinsame Sorte künstliches Blut herstellen. Wer nicht dasselbe Blut in den Adern hat, könnte die anderen verraten. Das lernte der Maulwurf im Religionsunterricht. Wein zu trinken ist natürlich auch eine Sünde, und gerade deshalb trinkt er. Er will auch eine Portion Sünde haben, da sein Leben sonst zu anständig ist. Eine saure Flüssigkeit fließt aus der Flasche, aus einer Umwelflasche.

"Sie sind aber brav, das kann man sich nicht vorstellen, daß Sie ein Dichter sind",

sagt der Maulwurf in einem triumphierenden Ton.

"Es gibt Dichter, die ihre fehlende Genialität durch Alkohol ersetzen müssen",

antwortet der Dichter. Der Maulwurf fühlt sich angegriffen, obwohl er nie vorhatte, Dichter zu werden. Er erwägt eine Reihe von anerkannten Dichtern, die so viel getrunken haben, daß bei ihnen nicht nur der Füller, sondern auch Häuser und Frauen wässrig wurden. Der Dichter lacht abgekühlt und sagt, der Wein sei ein Rauschmittel für Spießbürger, deren Leben nichts Rauschhaftes mehr habe.

Der Dichter hat noch einige ähnliche Sätze in seiner Hosentasche. Der Maulwurf muß oft mit den Zähnen knirschen, wenn dieser Dichter zu Besuch ist. Er erzählt dann oft, wie Niobe ihn gepflegt habe, als er wegen Bronchitis tagelang im Bett geliebt sei. Damit will er sagen, daß die Jünglinge, mit denen der Dichter verkehrt, sicher nicht solche Fähigkeiten haben. Mag sein, daß sie augenstechend hübsch aussehen, aber sie sind keine Frauen, der Dichter hat also keine Frau. Diese Feststellung befriedigt den Maulwurf. Der Dichter scheint aber die Intention der Bemerkung, die der Maulwurf gemacht hat, nicht zu verstehen, denn er beginnt, genußvoll über eine englische Hafenstadt zu erzählen, in der einst das Opium dem Alkohol vorgezogen wurde.

Der Keller war gefüllt mit sperrigen Holzkisten. Die Aufschriften auf der rauhen Oberfläche der Deckel ließen sich nicht mehr entziffern, es war etwas Süßes in der dunklen, staubigen Luft. Zwischen den Kisten auf dem Boden saßen ein paar Gestalten, sie hatten sich zusammengerollt und in Kugeln verwandelt. Kein Ehr-

geiz mehr, sich als Menschengestalt anerkennen zu lassen. Sprechen ohne Stimmen. Sie atmeten Zauberdampf aus blubberndem Wasser ein und lächelten vor sich hin. In dieser Hafenstadt wurde das Rauschmittel besser verstanden als im Binnenland. In bürgerlichen Häusern zogen die Menschen den Alkohol vor. Sie sagten, der Alkohol sei männlich, während das Opium nur für Konkubinen und homoerotische, verträumte Dichter bestimmt sei.

Der Maulwurf hebt seine Nase etwas hoch und atmet laut, wenn er über den Dichter spricht. Er will gar kein Wort über ihn verlieren, aber seine Frau und er sind zufällig auf ihn zu sprechen gekommen, und schon ist der elegante Dichter in ihrem Bewußtsein präsent. Das passiert leider viel zu oft. Man muß ihn wieder zum Verschwinden bringen, freiwillig geht er nicht.

„Kein Wunder, daß keine Frau mit ihm leben will.“

Niobe wundert sich über diese Äußerung des Maulwurfs und will ihn daran erinnern, daß der Dichter gar keine Frau will, aber sie spricht das nicht aus.

„Was denkst du?“

„Ich denke nichts. Regnet es draußen?“

Der Maulwurf wird noch lange bei mir bleiben, denkt Niobe, das ist so, wie wenn man ein Haus besitzt.

13 Iphis

Iphis beginnt plötzlich zu schrumpfen, ihre Beine baulmeln, ihr Körper versinkt ins Sofa, so geht es nicht weiter, sie springt herunter, stürzt zur Wohnungstür, reißt sie auf und klingelt an der Tür der Nachbarin. Sie kann ihren Zeigefinger nicht gleich vom Klingelknopf lösen, der Finger preßt den Knopf lange und fest. Aus der Wohnung der Nachbarin hört man ungeraute Schritte, ein Spalt öffnet sich, man kann dahinter den zitternden Blick der ängstlichen Frau ahnen.

„Warum machst du die Tür nicht gleich auf?“

Iphis steckt ihre Hand in den Spalt, dann den Arm, dann den ganzen Körper. Vor ihren Augen steht ein prunksüchtiger Glasschrank, dieser polierte Wächter aus Holz will Iphis einschüchtern und zurückweisen. Iphis streichelt seine Oberfläche mit fetten Fingern. Er kann ihr weder entfliehen noch widersprechen.

Scylla steht mitten in ihrer Möbelgalerie. Als Iphis sie nach Geld fragt, macht die verschuldete Frau ein mittlerdiges Gesicht, als hätte Iphis eine Wahrvorstellung. Iphis wird eine Sekunde lang unsicher, weil Scyllas Schauspiel so real aussieht. Bilde ich mir vielleicht doch nur ein, daß ich ihr Geld geliehen habe? Nein, das kann nicht sein. Scylla hat Schulden, das sieht man sofort an ihrem Gesicht.

Es gibt Frauen, die Schulden auf Schulden häufen und nie davon wegkommen. Rotzige Wörter und berechenbare Tränen wirken irgendwie anziehend, Geld-